

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 1

Artikel: Der einzige Freund
Autor: Baer, Ernst Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

meinen unter ungleich schwierigeren Bedingungen lebt als seine Vorfahren, dann wird man es weiter begreiflich finden, daß er auch in seinem Erholungsbedürfnis das Bestreben verfolgt, die ungeheure Anspannung seiner Kräfte so angenehm als möglich zu lösen. Darum die zwar allgemein beklagte, aber doch willig hingenommene Verflachung des geistigen und künstlerischen Niveaus, die nur auf flüchtige Sinnensbefriedigung gerichtet ist. Daher die wahre Hochflut von „Zerstreuungen“, die den Menschen vom anstrengenden Denken befreit. Darum die Flucht vor der Einsamkeit in die Geselligkeit. —

Einsamkeit verlangt Stärke. Nur der Starke, in sich Gesammelte vermag die Einsamkeit zu ertragen. Unser raschlebiges, nervöses Geschlecht aber ist viel zu „zerstreut“, um stark sein zu können. Die Menschen der Gegenwart sind nicht fähig, sich zu „sammeln“; sie müssen sich „zerstreuen“; sie müssen sich „die Zeit ver-

treiben“ — die Zeit, die doch das kostbarste Gut des Lebens ist! —

Die Menschen von heute leben an ihrem Leben vorbei. Denn leben heißt nicht, die Zeit totschlagen oder vertreiben, sondern leben heißt: der Zeit Inhalt und Fülle geben. Die lebendigsten Stunden unseres Daseins sind die, in denen wir uns selbst gehören, und wir gehören uns selbst nur, wenn wir im Tempel der Einsamkeit uns unseres Seins tief innerlich bewußt werden.

Glücklich darum, wem die Natur die Liebe zur Einsamkeit mitgegeben hat. Er hat viel voraus vor jenen, die den Lebensgenuß nur in der Zerstreuung zu finden vermeinen. Er hat tausend Welten in sich; er durchkostet sie doppelt, die Stunden seligen Glückes, weil er sie im Tempel der Einsamkeit in der Erinnerung wieder und wieder ins Leben zu rufen vermag. Er ist in Wahrheit ein Lebenskünstler, denn er gestaltet selbst sein Dasein zu einem herrlichen Kunstwerk. —

Der einzige Freund.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

Eine bleischwere Dämmerung lag im reglosen Dunst der niederen Stube. Mutter Hölzel saß am Fenster. Der Frühlingsregen klatzte gegen die Butzenscheiben.

Man schrieb das Jahr 1799. Es war heuer eine schlimme Zeit in Mannheim. Das kalte Fieber ging wieder um. Krankheit und Not hatten die Hölzels arg mitgenommen. Der Papa war noch nicht richtig auf dem Posten, die Söhne verdienten nichts.

„Daß es so böß hat kommen können!“ grübelte die Frau am Fenster. „Wir haben den Lebtag doch immer auf einen Spargroschen gesehen!“ Ihr gutmütiges, von Sorgenfalten durchwühltes Antlitz blickte weh durch das armselige Zimmer. Sie dachte an vergangene, bessere Zeiten und an einen ihrer ehemaligen Mieter, der ihr — vielleicht — helfen könnte. Damals, anno 84, vor fünfzehn Jahren, war der freilich auch nur ein armer Theaterdichter gewesen. Von seinen Gläubigern arg bedrängt, hatten sie ihm mit zweihundert Gulden von ihren Ersparnissen geholfen, ohne Sicherheit, nur weil er ein guter und ehrlicher Mensch war. Das Geld konnte er ihnen bald wieder geben. Zweihundert Gulden! Toffes! Welch eine Summe!

Schwere, bedächtige Schritte klangen hinter der Tür, die gleich darauf geöffnet wurde. Ba-

ter Hölzel trat ein. Mürrisch warf er den Dreispitz auf den Tisch und zog der Nässe halber den braunen Rock aus. Dann holte er ein buntes Taschentuch hervor und wischte sich den Regen aus dem Gesicht. „’s borgt uns keiner mehr was, Hölzeln!“ brummte er. „Die Zeiten sind überall schlecht, sagen sie!“

Die Frau am Fenster seufzte.

Vater Hölzel setzte sich auf die Ofenbank und ließ den Graukopf hängen. „Der Krämer warf mir einen bösen Blick zu, von wegen der Schulden, und der Apotheker hat gemahnt. ’s geht zu Ende mit uns.“

Mutter Hölzel hob den müden Blick. „Die-weißen ich darüber simuliert habe,“ begann sie mit leiser Stimme, „so vermeinte ich, wir fragten einmal bei dem Schiller an.“

„Denket Sie, daß der Herr Theatraldichter . . .?“ zweifelte der Alte.

„Der ist iho ein hochgeehrter Herr Hofrat und Professor!“

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Die Ehre allein machet net satt. Wir haben’s erfahren, so er noch bei Dalberg Theatraldichter war; auch der Musikus Streicher, denk’ ich, hat es uns plausibel gemacht. Bei aller Ehr’ war er ein gehektes Hascherl; vom Jffland gar net erst zu reden. Weißt noch, Hölzeln, wie der un-

ferm Schiller von der Bühne aus zusehte? In dem Stückel „Der schwarze Mann“ hat er ihn als Dichter Glückwort verhöhnet und nachgeahmet.“

„Aber die Komödie vom Wallenstein ist so gelobet!“

„Der Herder ist über den ersten Teil arg aufgeregt gewesen!“

Mutter Hölzel stand auf. „Der Schiller, vermein' ich,“ sagte sie energisch verteidigend, „ist ein sehr gescheuter Mann! Der Herzog hat's auch eingesehen und der Goethe.“

„Gewiß doch, Hölzeln!“ beruhigte der Alte. „Und gut ist er auch!“

„Ein Schenie ist er! Der Streicher hat's mir oft genug vorgehalten.“ Sie nahm den Dreispitz vom Tisch und hängte ihn in die Nähe des Ofens zum Trocknen auf. „Alle Nachbarn haben sich von uns zurückgezogen; wir haben nur noch einen einzigen Freund auf der ganzen Welt, und das ist der Schiller!“

„Schon, schon, Hölzeln! Aber er ist doch arm!“

Er wird uns helfen, so er kann!“ entgegnete die Frau zuversichtlich.

„So er kann!“ wiederholte der Alte mit Nachdruck.

„In bessern Zeiten, so die Söhne Geld verdienen, soll die Schuld getilget werden! Schreib' ihm das!“ beharrte sie.

Eine Weile stützte Hölzel den grauen Kopf in die Hände. „Wahr ist's!“ murmelte er. „Anno 85 haben wir ihm auch geholfen. Bring' mir Papier und Feder, Hölzeln! Ich will's versuchen.“ —

Vom Ufer des Leutrabaches her strebte ein großer, hagerer Herr dem strohgedeckten Gartenhäuschen zu. Der Oberkörper war leicht vornübergeneigt, das Gesicht blaß. Schwere Gedanken schienen hinter der hohen, breiten Stirn zu arbeiten. Vor der schmalen Tür in der Gartenmauer angelangt, blieb er stehen und atmete beschwerlich. Dann betrat er den Garten und ging zur Laube hinüber.

Plötzlich erklang von den Rosenbeeten her deklamierend eine angenehme Stimme: „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein . . .“

Der hagere Herr blickte überrascht auf. Ein frohes Leuchten glitt über sein ernstes Gesicht.

„Reverenz, Herr Geheimrat! Ist mir eine hohe Ehre!“ rief er im leicht schwäbelnden Tone.

Elastischen Schrittes kam der Herr Geheimrat näher und hob grüßend die Hand. „Wonne-trunken betrete ich Ihr Eljsium, Herr Hofrat Schiller. Wie geht es mit der Gesundheit?“

„Es läßt sich ertragen. So mir viel Arbeit und ein bißchen Freud' zuteil wird, ist mir wohl. Sie erfreuen sich doch auch einer vorzüglichen Santé?“ Bei diesen Worten macht Schiller eine einladende Bewegung zur Laube.

Goethe trat ein und setzte sich auf die Bank hinter dem Steintisch. „Abzüglich der Dosis Ärger durch die Skribenten, die noch nicht die Xenien vergessen können. Die Schakale klaffen sich heiser! Sollen sie!“ Er lächelte still vor sich hin.

„Die Thos' mit dem Schlegel hat mich deprimiert!“ sagte Schiller. „Heut ist mir dafür ein groß' Plaisir zuteil geworden. Meine Wirtseut' von Mannheim sind in arge Not gerate, da darf ich helfe. Der Cotta soll ihne zehn Carolin¹⁾ überweise! Das ist so, Herr Geheimrat. Des Bedrängten Not ist des Helfers Freud'! Die Hölzels habe mir auch mal geholfen, darum solle sie nicht in Kalamität kommen. Sie nenne mich: Der einzige Freund auf der ganzen Welt!“

„Geben ist seliger, denn nehmen!“ erwiderte Goethe.

Das Gespräch schwenkte zur Philosophie ab. Große Gedanken wurden getauscht: Die Grundsteine zu Meisterwerken der Weltliteratur.

Eine leichte Röte stieg in das blasse Antlitz des Hofrates, als wollte sie die Krankheit verbergen und die Wahrheit der kühnen Erkenntnis bezeugen: Es ist der Geist, der sich den Körper baut!

Und im Höhenflug des Geistes lag das Glück der Harmonie wie ein sonniger Frühlingstag.

Immer wieder trat Mutter Hölzel auf die Straße hinaus, um nach ihrem Sohn zu sehen. „Jesses! Wie lange das dauert!“ murmelte sie wiederholt vor sich hin und schüttelte das weiße Haupt. Ihre Erwartung stieg mit jeder neuen Aussicht.

Aber schließlich, — sie rührte in der Küche grad eine Suppe ein, — kam der sehnlichst Erwartete. Sie ließ ihre Arbeit stehn und trat hastig auf den jungen Burschen zu. „Endlich!“ seufzte sie erleichtert. „Was hat der Herr In-

tendant gesagt? Hat die Fürsprach' vom Herrn Schiller geholfen?"

„Da muß ich lachen, Frau Mama!“ entgegnete der Bursche übermütig. „Was denkt Sie denn, was der Herr Schiller vorstellt? Hat Sie sich das je überlegt?“

Ein Schreck durchzuckte die Mutter, über das gutmütige Gesicht ging ein Schatten der Enttäuschung. „Ich hab's geahnet!“ sagte sie leise. „Der Herr Schiller ist gewiß ein gescheuter Mann, ein ganz gescheuter, aber der Herr von Dalberg meint es nicht gut mit ihm. Das wußte ich schon anno 85, so er den Pfand vorgezogen hat. Nun der Herr Schiller fort ist von Mannheim, ist es gar schon aus.“

Der Sohn zuckte die Achseln und bemühte sich, das heitre Aufleuchten im Gesicht zu verbergen. „Ich vermein“, sagte er scheinbar empört, „daß man sich beim Schiller beklaget, so er uns um eine Hoffnung betrog!“

„Untersteh Er sich!“ fuhr Mutter Hölzel auf. Hat er die zehn Karolin vergessen? Der Schiller ist unser einziger Freund, so auch alle gegen ihn sind! Unser einziger Freund! Vermerk Er sich das, mein Sohn.“

Da hielt der Bursche die Mama plötzlich an den Schultern fest und lachte ihr ins Gesicht. „Frau Mama! Schauffier Sie sich nicht, so ich

einen Scherz mit ihr getrieben! Zum Theatermaschinist hat mich Herr von Dalberg ernannt! Bei hohem Gehalt! Ich hab' die Summ' verhöret in der Aufregung.“

Die Mutter starrte ihn fassungslos an. „Was vermeinet Er?“

„Ich vermein, daß die Fürsprach' geholfen hat!“

„Geholfen? Die Fürsprach' von unserm Schiller?“

„Wie ein Zauberwort, Frau Mama!“ jubelte er. „Herr von Dalberg war sehr freundlich, wohl um zu zeigen, in welcher großen Achtung Herr Schiller bei ihm stünde.“

„Der Dalberg?“ wunderte sie sich.

Der Sohn hob wichtig den Finger. „Die Theaterleut' nennen den Herrn Professor: Der große Schiller!“

„Jesses! Die hohe Ehr'!“

Begeistert fuhr der Bursche fort: „Ja, Frau Mama! Nicht Geld macht die Wirkung, sondern daß der große Schiller seine kostbare Zeit an uns Verlassne gemendet!“

Mutter Hölzel strahlte im Glück. „Er ist gut!“ bekannte sie aus übervollem Herzen. „Der einzige Freund — auf der ganzen Welt . . .“ Ihre Stimme versagte; aus den Augen stürzten Tränen der Freude.

Die Teilung der Erde.

„Nehmt hin die Welt!“ rief Zeus von seinen Höhen Den Menschen zu. „Nehmt, sie soll euer sein; Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen; Doch teilt euch brüderlich darein.“

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten, Es regte sich geschäftig jung und alt. Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten, Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen, Der Abt wählt sich den edeln Firnwein, Der König sperrt die Brücken und die Straßen Und sprach: „Der Zehnte ist mein.“

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen, Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'; Ach, da war überall nichts mehr zu sehen, Und alles hatte seinen Herrn.

„Weh mir, so soll ich denn allein von allen Vergessen sein, ich, dein getreuester Sohn?“ So ließ er laut der Klage Ruf erschallen Und warf sich hin vor Jovis Thron.

„Wenn du im Land der Träume dich verweilet“, Versetzt der Gott, „so hadre nicht mit mir. Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?“ — „Ich war“, sprach der Poet, „bei dir.“

Mein Auge hing an deinem Angesichte, An deines Himmels Harmonie mein Ohr; Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte Berauscht, das Irdische verlor!“ —

„Was tun?“ spricht Zeus. „Die Welt ist weggegeben, Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein. Willst du in meinem Himmel mit mir leben: So oft du kommst, er soll dir offen sein.“

Friedrich Schiller.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Bärn 7, Rütlistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unberlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Bärn.

Insertionspreise für Schweiz. Anzeigen: 1/4 Seite Fr. 180.—, 1/2 Seite Fr. 90.—, 1/4 Seite Fr. 45.—, 1/8 Seite Fr. 22.50, 1/16 Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: 1/4 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seite Fr. 12.50